

Chronotopos Corona

Dieser Essay entstand in den ersten Wochen des ersten Lockdowns aus einem Versuch heraus, die neuen Logiken des fremd gewordenen Alltags zu verstehen. Nach einem Jahr Covid-19 ist die Beobachtung über die raumzeitliche Situiertheit der Pandemie noch immer relevant, nur haben sich mittlerweile gewisse Positionierungen (Corona-Leugner, Regierungsversagen, Lockdown-Müdigkeit) stabilisiert.

Ein virales Video, das von einem Mailänder FilmemacherInnen-Kollektiv produziert wurde, zeigt ItalienerInnen, die Videonachrichten an ihr Selbst von vor zehn Tagen aufzeichnen. Das Video veranschaulicht die zeitverzögerte Erfahrung der Pandemie – wie schnell sich die Situation und ihre Wahrnehmung ändern kann – und dient als Weckruf an diejenigen, die in der Coronavirus-Vergangenheit noch immer die Schwere des Krankheitsausbruchs leugnen. Eine Frau im Video sagt zu ihrem Ich von vor zehn Tagen: „Ich bin mir sicher, dass du von etwas namens Coronavirus gehört hast. Und ich bin mir auch ziemlich sicher, dass du es unterschätzt.“ Eine andere Frau, die eine Maske trägt, sagt: „Ich habe mich immer über Leute lustig gemacht, die Masken tragen.“

Die globalen Erfahrungswerte mit der Pandemie haben sich so ansteckend ausgebreitet wie das Virus selbst. Und die oft zitierten Worte des Science-Fiction-Autors William Gibson treffen auch auf die Pandemie zu: „Die Zukunft ist schon da, sie ist nur nicht sehr gleichmäßig verteilt.“

Aber wie der Name der Krankheit selbst schon andeutet, hinkt das Bewusstsein für die Bedrohung, die von Covid-19 – aus dem Jahr 2019 – ausgeht, der tatsächlichen Verteilung der infizierten Menschen hinterher. Deren wahre Zahl wird durch asymptomatische TrägerInnen, fehlende Tests und die Abneigung/Unfähigkeit, medizinische Hilfe in Anspruch zu nehmen, verschleiert. Der Grad des Bedrohungsbewusstseins entsteht in einem fraktalen Muster

exponentiell steigender Kurven, die zeitverzögert entlang Verkehrsknotenpunkten schleichen, von Land zu Land, von Städten aufs Land (oder umgekehrt) und von einer Generation zur nächsten: Millionen von zersplitterten Pandemie-Raumzeiten, Coronavirus als Bachtin'sche Chronotopoi.

* * *

Das Video spiegelt mir meine eigene chronotopische Situiertheit zurück. Als die Krankheit in Wuhan ausbrach, kam es mir nie in den Sinn, dass ich mich bald wegen des Coronavirus sorgen würde. Ja, ich packte einige Gesichtsmasken ein, um sie auf den Flughäfen während meiner Reise nach Thailand zu tragen, wo Ende Januar ein paar Fälle gemeldet worden waren. Ich wollte meinen Urlaub nicht ruinieren, indem ich mir diese Art von „Grippe“ einfange. Als sich die Krankheit ausbreitete und „näher“ kam, spielte ich ihre Auswirkungen herunter – jedes Jahr sterben mehr Menschen an der Grippe –, begann aber auch, mir häufiger die Hände zu waschen, nur für den Fall der Fälle. Als wissenschaftliche Fachverbände begannen, ihre Frühjahrstreffen abzusagen, sah ich meine Reisepläne durcheinandergeraten, hielt aber an der Idee fest, dass ich Ende März meinen Partner in Kalifornien besuchen würde.

Erst die Ankündigung der österreichischen Regierung am 10. März 2020, dass ab dem nächsten Tag an der Universität keine Lehrveranstaltungen stattfinden durften, brachte mein persönliches Corona-Chronotopos mit dem des Krisenstabs der Regierung in Einklang. Dieser Schritt fühlte sich für mich zwar extrem an in einem Moment, in dem Österreich mit acht Millionen Einwohnern nur 246 bestätigte Fälle und keinen einzigen Todesfall hatte, aber er vermittelte mir, dass dies eine sehr ernste Situation war, die sehr ernst genommen werden musste. Ich stornierte meinen Flug nach Kalifornien.

Die Pandemie als kulturelle Erfahrung bringt radikal unterschiedliche und sich schnell verändernde Orientierungen hervor, die das, was jeder von uns als „gesunden Menschenverstand“ ansieht, stören und neu ordnen. Wie man das Virus versteht, bedingt, was dagegen getan werden sollte. Die verschiedenen Auffassungen von und Reaktionen auf das Virus erzeugen verschiedene Erfahrungsuniversen, deren relativierte Zeitlichkeit sich verformt, je näher man den verschiedenen Gravitationszentren kommt.

Während meine eigene Pandemierisikowahrnehmung in das Gravitationsfeld der Krisenreaktion der Regierung hineingezogen wurde, störten mich zunehmend Haltungen, die immer noch versuchten, die Bedrohung herunterzuspielen. Ich schreckte zurück, wenn ich jemanden sagen hörte: „Was ist denn schon dabei? Die Grippe tötet jedes Jahr mehr Menschen“ – obwohl dies Worte waren, die ich zwei Wochen zuvor zu mir und anderen gesagt hatte. In meinem sozialen Umfeld und in den sozialen Medien wurden die Generationen gegeneinander ausgespielt. Babyboomer sahen sich selbst nicht als Teil der Risikogruppe und die unter Dreißigjährigen erkannten nicht die Bedrohung, die sie für den Rest darstellten. Einzig Menschen in den mittleren Jahrzehnten ihres Lebens, so schien es, waren fassungslos ob der eklatanten Risikobereitschaft der Älteren und Jüngeren.

Nun könnte man sagen, es ist eine anthropologische Binsenweisheit, dass das, was man sieht, davon abhängt, wo man steht, dass die eigene Situietheit die Perspektive prägt. Aber was bei den multiplen Situietheiten in der globalen Pandemie anders ist, ist die Geschwindigkeit, mit der sich individuelle Orientierungen ändern können.

* * *

Folgende Stadien des Pandemie-Bewusstseins lassen sich ausmachen (die Reihenfolge kann variieren): Desinteresse (es passiert anderswo), Verleugnung (es wird hier nicht so schlimm sein), Abschwächung (es ist nur wie eine Grippe), Verwirrung (was zum Teufel passiert hier?), Panik (Toilettenpapier!), widerwillige Akzeptanz (lass uns das durchstehen), Normalisierung (welcher Tag ist heute noch mal?) und mittlerweile ernste Besorgnis über die Nachwirkungen (wie sehr wird die Wirtschaft leiden?). Die Pandemie als kulturelle Erfahrung der rapide wechselnden Abfolge dieser Common-Sense-Positionen über Covid-19 spiegelt eine weitere anthropologische Trope wider. Sie macht das Vertraute fremd, aber sie macht auch das Fremde vertraut. Ich bemerke, wie ich mich von einer Position zur nächsten bewege, bei der sich jede für mich völlig normal anfühlt, aber nur, während ich in ihr bin. Mein früherer Glaube, dies sei „nur eine Grippe“, fühlt sich an wie der peinliche Fehler einer jüngeren Version von mir selbst. Auf dem Markt am Samstag verinnerliche ich den völlig neuartigen Anblick der maskierten Gesichter schnell als die beruhigende Tatsache, dass auch meine MitmarktbesucherInnen die Pandemie ernst

nehmen. Menschen, die keine Masken tragen, betrachte ich mit fast aggressiver Missbilligung.

Die Geschwindigkeit, mit der ich eine neue Position einnehme und mich von einer alten distanzieren, überrascht mich. Jede Position besitzt eine bestimmte Polarität, die mich dann zu anderen, kompatiblen Positionen hinzieht und mich von inkompatiblen Positionen mit einer Eindeutigkeit, einer Intensität abstößt, die sich selbst in sogenannten polarisierten Zeiten ungewöhnlich anfühlt.

Der Alltagsverstand der Pandemie wird durch mehrere sich überlappende Prozesse der Entfremdung und erneuten Gewöhnung produziert: Diese sind durch eine enorme Geschwindigkeit, hohen Kontrast, Flüchtigkeit, große Emotionen und hohe Einsätze gekennzeichnet. Der pandemische Alltagsverstand ist eigen in seiner Intensität.

* * *

Wenn ich jetzt Fotos von Ereignissen aus der Zeit vor der Pandemie sehe – Menschenmassen bei einem Konzert, eine rappellvolle Bar –, dann zucke ich zusammen angesichts des Risikos und der Unbedarftheit der Menschen. Was könnten wir aus dieser Beobachtung mitnehmen, wenn wir, vielleicht mit einigem Unbehagen, feststellen, wie schnell wir uns an all das gewöhnen können; wie schnell die „neue Normalität“ tatsächlich einfach normal ist? Könnte eine Lehre darin bestehen, wachsam zu bleiben, was unsere veränderten Standpunkte angeht und wie sie unsere Sicht auf die Welt verzerren? So wie HistorikerInnen davor warnen, die Vergangenheit nach den Maßstäben der Gegenwart zu beurteilen, könnten wir uns daran erinnern, uns unseres chronotopischen Standpunkts bewusst zu sein und uns davor hüten, unsere heutige Perspektive die Sicht auf das Gestrern und unseren Ausblick auf das Morgen dominieren zu lassen. Bis wir eines Tages sorglos in einen vollbesetzten Bus steigen und unsere gegenwärtige Notlage nur noch eine blasse Erinnerung ist.

Coda

Ein Jahr später steige ich zwar wieder in mehr oder weniger vollbesetzte Busse und U-Bahnen, trage aber FFP2-Maske und fühle mich in geschlossenen Räumen unwohl, besonders, wenn Nähe zu anderen

unausweichlich wird und ich bei anderen die Nasen über die Maske hervorspitzen sehe. Wie lange wird es wohl dauern, bis wir dieses Unwohlsein wieder verlernen oder vergessen?

Manche versuchen die Angespanntheit der anhaltenden Pandemie mit Humor aufzulockern. Unlängst wurden in einem Twitter-Thread Schlagzeilen gesammelt, „die vor Corona sehr viele Fragen aufgeworfen hätten“. Mit dabei: IS warnt Terroristen vor Einreise nach Europa, Niederlande: *Schneeballschlacht nur mit eigenem Haushalt, Heilige Drei Könige haben „unaufschiebbare berufliche Tätigkeit“, Bäckereien fungierten als Drehscheibe für „illegale Friseure“, Polizei entdeckt Hotel voller Touristen*. Der Thread verdeutlicht humorvoll, wie sehr sich die alltäglichen Themen ab März 2020 verändert haben, und fordert durch ein Zurückdenken in die Zeit vor der Pandemie den Pandemie-Alltag zu verfremden. Was wir normalerweise als unsere fachliche Perspektive loben – das Verfremden und In-Frage-Stellen des Alltags –, ist seit einem Jahr Alltag.

